

Nr. 40. Bromberg, den 17. Februar 1929.



5. Fortsetzung. ——

„Worte wecken selten, Carla," antwortete er. „Ermahnungen fruchten wenig, aber das Ereignis rüttelt auf und die Tat prägt sich ein. Je größer sie ist, desto tiefer."

„An was denkst du bei diesen Worten?"

„Wenn sich die Öffentlichkeit damit beschäftigen wird, daß man in Finkenschlag Land verschenkt — und das wird sie tun —, wenn er hören wird, wie man den anfeindet, der sich dessen unterfängt — und das wird geschehen —, wenn er erfahren wird, unter welchen Umständen das zu verschenkende oder verschenkte Land erworben wurde und endlich, wenn er erkennen wird, daß alles für ihn geschah, dann sollte er — meine ich — aufsehen müssen und den Weg zu seinen Eltern finden."

„Sollte —!" sagte Carla zweifelnd. „Ob er es können wird Ob ihn nicht doch zuviel hält?"

„Er ist dein Sohn! Seinen Vater kannte ich leider nicht. Wenn der aber war wie Schwager Harro, dann ist anzunehmen, daß sich dem Claus von eurem Pflicht- und Verantwortungsgefühl ein Funke wenigstens vererbt hat."

„Mir ist trotzdem bange," gab Carla besorgt zurück. „Er lebt in Berlin. Dort wohnt auch die Kuppke. Man sollte ihn wenigstens öfter nach hier kommen lassen."

„Versuche es. Es sollte mich freuen, wenn es dir glückte."

Carla sann eine Weile vor sich hin. Angestrengt! Es war, als ob sie in sich hineinhöre.

Plötzlich fragte sie:

„Habe ich deine Unterstützung, Sohr?"

„Bedarf keiner Frage!"

„Dann komm' mit nach Niederneidberg."

Sohr mußte lachen und Carla lachte mit. Es lag wie Sonnenschein und Regen auf ihren Mienen.

„Kluge Frau," scherzte er. „Der Plan ist gar nicht übel. Weib gegen Weib! Ganz gut. Aber das Sophichen kann ich nicht einschirren. Das mußt du selbst tun."

„Pfui Sohr, wie du das sagst," schmollte sie. „Einschirren!"

Er strich ihr übers Gesicht.

„Sei doch still Liebes. Wir sind uns ja einig. Mir gefällt die Kleine. Aber Brautwerber" — er rieb sich den Nasenrücken — „dazu dürfte ich kaum taugen. Sohr kann nicht von Liebe reden — — —"

„— — aber treu sein kann er," sagte Carla und reichte ihm die Hand.

Die küßte er schweigend.

Dann gingen sie nach Niederneidberg. Sohr nicht nur der Sophi wegen. Auch noch aus einem anderen Grunde tat er das.

*

Die Liebetraus waren nicht wenig erstaunt, als Sohr und Gattin so spät noch bei ihnen vorsprachen.

Die Sophi ohne e, die unter der Tür stand, sah die Gäste zuerst. Sie bekam blanke Augen und schlug vor Freude in die Hände. Dann stürmte sie den beiden entgegen.

Sie begrüßte Carla mit einem Knix, den „großen Sohr", wie sie ihn nannte, mit einem herzhaften Handschlag.

„Wie geht es meiner stillen Liebe?" fragte der Finkenschlager scherzend.

„Meinen Sie mich?" —

„Das sollte Fräulein Liebetrau zu fragen gar nicht nötig haben."

„Es wird Ihnen doch nicht schaden, Herr Sohr."

„Im Gegenteil. Bekommt mir ausgezeichnet."

„Dann brauche ich mir keine Gewissensbisse zu machen. Wir haben viel Arbeit."

„Das ist nichts Neues im Sommer. Und sonst —?"

„Alles wohlauf! Mensch und Tier gesund. Da — sehen Sie! Sieht Papa nicht brillant aus?"

Der stampfte über den Hof, groß und breit, wie eine Dampfwalze, grinste über das runde, volle Gesicht und hielt seine mächtige Pranke Frau Sohr zum Gruße hin.

„Willkommen in Niederneidberg," sagte er. „Fein, daß wir Sie mal bei uns sehen. Kommt selten vor. — Tag, Sohr."

„Die erste Million ist voll, Liebetrau, da wollen wir eine Stunde bei Ihnen verschnaufen, bevor wir an die zweite gehen. Es ist immerhin ein Stück Arbeit."

„Da haben Sie recht. Und was ist zur Stärkung gefällig? Bier, Wein, Likör, Kaffee?"

„Vorläufig ein anderer Platz. Seit drei Minuten stehe ich hier in Ihren Roßäppeln und meine Frau in etwas Ähnlichem."

„Entschuldigung Herrschaften! Man wird alt und tapperig."

Er bot Carla den Arm. „Darf ich bitten, schöne Frau?" und führte sie ins Haus.

*

Frau Liebetrau, eine feine, bewegliche Dame, die sich neben ihrem Gatten ausnahm wie ein Weihnachtsbäumchen neben einer Douglastanne, empfing die Gäste im Flur. Man sah ihr die Freude an, die sie über den Besuch empfand.

Sie nötigte ins Zimmer, ließ Wein bringen — selbstgekelterten natürlich — und Gebäck.

Um den runden Eichentisch schwirrte bald eine angeregte Unterhaltung.

Man sprach von der Ernte, von den kleinen und großen Enttäuschungen, die der Tag bringt, auch von den Freuden, die er uns schenkt und von den Jungen in Berlin.

Plötzlich sagte Liebetrau:

„Was ich fragen wollte, Sohr, stimmt die Sache mit Wetter?"

„Welche Sache?"

„Es soll nicht alles in Ordnung sein bei ihm," sagte Liebetrau.

„Ach so! — Das mag wohl richtig sein. Er wackelt in den Schuhen."

Liebetrau unterdrückte einen Fluch und nahm einen Verlegenheitsschluck

„Auch Leidtragender?" erkundigte sich Sohr.

Liebetrau nickte. Dann zwinkerte er ihm zu und erhob sich.

„Entschuldigt mich bitte einen Augenblick," sagte er zu den Damen, die sich angeregt unterhielten. „Ich will nur mal nach dem Rechten sehen."

„Ich begleite Sie, Liebetrau," sekundierte Sohr. „Die Damen haben so noch etwas zu beraten, das unsere Gegenwart nicht erfordert."

Sie gingen. Und draußen fragte Sohr, der gerade dieser Sache wegen nicht ungern mit nach Niederneidberg gegangen war:

„Mit wieviel hängen Sie, Liebetrau?“

„Achteinhalbtausend! Dritte Hypothek!“

„Also Schornstein!“

„Ach nee?!“

„Bestimmt, wenn Sie nicht fünfzigtausend glatt auf den Tisch legen können. Soviel ich weiß, steht Meyer vor Ihnen mit zwanzigtausend und vor diesem der berühmte Warburg mit dreißigtausend. Bei einer Versteigerung des Wetterschen Besitzes werden beide ihre Hypotheken ausbieten. Es bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als mitzugehen.“

„Ob die beiden bei einem Besitzwechsel die Hypotheken stehen lassen würden?“ fragte Liebetrau.

Sohr bezweifelte es.

„Glaube kaum, denn Warburg hat durch seine Kündigung die Sache mit ins Wanken gebracht und Meyer wird froh sein, wenn er mit seinen Tausenden arbeiten kann. Aber auch wenn sie es täten, wollen 50 000 Mark verzinst sein.“

„Und der alte Kerl ist nicht beizuspringen geneigt?“

„Der wird sich hüten. Der sitzt in Berlin und wird sich der Sicherstellung seines Lebensabends nicht begeben. Wenn der Besitz ein ererbter wär, biß er sich mit seinen letzten Pfennigen darin fest. Was will ich — hätte er es gar nicht soweit kommen lassen.“

„Also binden wir den Betrag ans Bein.“

„Wohl Ihnen, wenn Sie es können.“

„Ich kann es eben nicht! Wenigstens nicht, ohne es nicht empfindlich zu spüren. Was bleibt mir aber anderes übrig! Ich habe kein Bankkonto wie beispielsweise ein gewisser Sohr. Ich muß zufrieden sein, wenn ich glatt durchs Jahr komme. Schulden machen, um achttausend Mark zu retten? Ausgeschlossen! Lieber tabula rasa! Ich hab' einen heillosen Bammel vor Verbindlichkeiten.“

„Was liegt da näher, als Ihre Hypothek zu verkaufen,“ warf Sohr beiläufig hin.

Da fuhr Liebetrau herum.

„An wen denn? Sie machen wohl Witze? — Wollen Sie sie haben?“

„Unter Umständen ja“, sagte Sohr leichthin.

„Geschenkt?“

„Das nicht!“

„Was wollen Sie geben?“

„Sechstausend!“

„Sieben.“

„Kann ich nicht. Ich hab nur sechs.“

Liebetrau mußte lachen. Er polterte heraus:

„Der arme Mann von Finkenschlag hat nur sechstausend Emmchen! Das werd' ich publik machen. Gibt einen Heidenspaß.“

„Erzählen Sie es ruhig. Es ist so. Glatt sechstausend Mark. Keinen Pfennig mehr.“

Liebetrau sah seinen Gast von der Seite an und sah in ein sehr ernstes Gesicht. Da glaubte er ihm, denn der Finkenschlager log nicht. Er wunderte sich aber doch, daß das Konto nicht höher sein sollte.

Sohr, der die Gedanken des anderen zu erraten schien, setzte sich auf eine Treppenstufe und gab sehr offen Bescheid.

„Man schätzt mich in unseren Kreisen falsch ein. Ich bin noch genau derselbe arme Schlucker, der ich als Knecht war. Die Stellung ist anders geworden und die Arbeit mehr. Das ist der Unterschied gegen früher. Ich will Ihnen reinen Wein einschenken, Liebetrau. Zur Diskretion sind Sie nicht verpflichtet.“

„Rücken Sie bitte ein Stückchen zu“, bat Liebetrau und setzte sich neben Sohr.

Der fuhr fort:

„Großsteinau gehört Claus, Finkenschlag meiner Frau. Ich bin gewissermaßen nur Inspektor auf beiden Gütern. Lediglich die Großsteinauer Zuchtstuten sind mein Eigentum. Natürlich auch das Ergebnis der Zucht. Da ich nun nicht verlangen kann, daß ausgerechnet meine Gäule von der Luft leben, Land zu Futterbau aber nicht besitze, also Claus' Eigentum in Anspruch nehmen muß, schreibe ich ihm fünfzig Prozent des Erlöses aus der Zucht gut. — Es ist Ihnen bekannt, daß ich kürzlich einen Hengst erworben habe. Kostete elftausend Mark. Siebzehntausend hatte ich, mithin habe ich nur noch sechs. Also!“

Liebetrau schüttelte den Kopf. Komischer Kauz, dachte er, sagte aber nur: „Sonderbarer Mensch.“

„Weiß ich, Liebetrau,“ wehrte Sohr ab. „Jeden Tag sagt mir's ein anderer. Ich glaub's bald selbst. — Mehr interessiert mich aber jetzt die Sache an sich und Ihr Entschluß.“

Liebetrau räusperte sich und fuhr mit dem Zeigefinger von innen rund um den Kragen. Der schien ihm zu eng.

Sohr, der es sah, lächelte. Er kannte seine Berufskollegen und wußte, daß nur ganz wenige ganz frei von Mißtrauen sind. Warum sollte denn Liebetrau eine Ausnahme machen.

„Schießen Sie los“, ermutigte er den anderen. „Man soll nicht an Herzdrücken sterben.“

„Sind Sie mir böse, wenn ich offen bin?“

„Absolut nicht! Ich bin für Offenheit.“

„Nun denn.“ begann Liebetrau, „ich kann mir noch keinen rechten Reim machen. — Ihrer Bereitwilligkeit zum Kaufe der Hypothek entnehme ich, daß Sie persönlich an dem Wetterschen Besitz interessiert sind, nicht also Claus oder Frau Sohr. Herr Friedrich Karl Sohr macht das Geschäft für eigene Rechnung. Sie haben sechstausend Mark verfügbar, müßten demnach noch über fünfzigtausend verfügen können, wenn Sie aus der Hypothek Nutzen ziehen wollen. Sie müßten doch, genau so wie ich, Meyer und Warburg bei Erwerbung des Wetterschen Besitzes auszahlen. Stimmt das?“

Sohr bejahte.

„Wenn Sie nur sechstausend haben, woher wollen Sie fünfzigtausend bekommen?“

Seelenruhig sagte Sohr:

„Wenn mich das ein anderer fragen würde, bekäm' er zur Antwort: Das geht Sie nichts an. Da aber Sie mich fragen, will ich Ihnen auch das sagen. Mit meiner Frau habe ich bereits über den Kauf gesprochen. Sie lehnte ab mit der Begründung, daß sie genug habe. Sowohl Besitz als auch Arbeit. Sie sehne sich nicht nach mehr, sondern nach einem geruhigen Lebensabend. Im Grunde genommen sehr vernünftig. Ich aber denke aus bestimmten Erwägungen heraus anders. Ich weiß, daß ich immer anders denke, als andere. Das ist Veranlagung, Liebetrau, nicht Freude am Stänkern oder Widerspruch. Das Wettersche Land liegt, man könnte sagen aus Boshaftigkeit, ausgerechnet zwischen Großsteinau und Finkenschlag. Es gehört da nicht hin. Es ärgert mich. Es reizt mich. Ich will es haben. Da meine Frau nicht mitmacht, muß ich mir das Geld verdienen.“

Liebetraus Augen waren während Sohrs Rede größer geworden. Jetzt waren sie wie Glaskugeln.

„Fünfzigtausend Mark! Die wollen Sie so im Handumdrehe[illegible]?“ fragte er.

„Ja“, sagte Sohr. „Ich trainiere zurzeit einen Dreijähr[illegible] wieder in den Sattel steigen.“

Da dachte Liebetrau: Warum sagt er nicht, ich werde Fliegen fangen und als Fischfutter verkaufen! — Die einfachste Sache von der Welt: Ich trainiere — ich werde reiten! Naturlich würde er siegen, das wußte Liebetrau, denn der stieg eben erst dann in den Sattel, wenn es für ihn keinen Gegner mehr gab. Solange würde der Gaul bearbeitet werden.

Ohne Bedenken streckte der Niederneidberger dem Finkenschlager die Hand hin.

„Einverstanden“, sagte er.

„Sechstausend“, sagte Sohr und schlug in die dargebotene Rechte.

„Hoffentlich bleibt die Differenz in der Familie“, scherzte Liebetrau und Sohr sagte:

„Wenn es unsere Frauen da drinnen richtig einfädeln — sicher!“

Da lächelte Liebetrau verständnisinnig und ging mit jenem ins Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Alarm der Musen.

Ein musikhistorisches Kuriosum von Peter Lee.

Man nennt Adrien François Boieldieu, dem seine Vaterstadt Rouen ein kostbares Denkmal errichtete, den französischen Mozart.

Das Werk, das seinen Namen mit am populärsten gemacht hat, ist zweifellos „Die weiße Dame“, in der ein ungemein reizvolles Bild aus dem Volksleben des sagenumsponnenen Schottland gegeben wird. Obwohl dieses Werk in musikalischer Hinsicht den französischen Charakter keineswegs verleugnet, klingen doch die Nationalweisen des Hochlandes ganz prächtig und unverkennbar hindurch.

Von der hübschen Ouvertüre nun sind, wie Ferdinand Gleich in seinen „Charakterbildern aus der neueren Geschichte der Tonkunst“ mitteilt, nur die Einleitung und die Hauptmotive, die auch in der Oper selbst eine wichtige Stellung einnehmen, von Boieldieu; das Allegro der Ouvertüre stammt dagegen von Adolphe Adam, einem Schüler Boieldieus, und wurde in einer Nacht von ihm geschaffen. Adam plaudert in seinen „Erinnerungen eines Musikers“ recht amüsant über Entstehung und Geschichte dieser Ouvertüre

Die Proben zur „Weißen Dame“ wurden mit unerhörter Schnelligkeit betrieben. In drei Wochen war die Neuheit einstudiert. Einer der letzten Proben wohnte Adam gemeinsam mit dem Komponisten im Parterre der Komischen Oper bei.

Die Probe verlief befriedigend; der Theaterdirektor setzte nur noch die Generalprobe an und gedachte die Oper in drei Tagen zu geben.

„Das ist unmöglich“, rief Boieldieu. „Ich habe die Ouvertüre noch nicht mal angefangen. Sie spaßen!“

„O lala. — Hätten Sie eher bedenken sollen, Lieber! Kann nichts machen. Ihr Widerspruch ist reizend, aber nicht eben zweckmäßig. Dann geben wir die Oper ohne Ouvertüre. Wenn das alles ist! Die Aufführung halte ich für genügend vorbereitet. Auf jeden Fall bleibt es bei übermorgen. Auf Wiedersehen!“ Er verschwand süßlich lächelnd.

Schöne Klemme das! Boieldieu wandte sich an Adam und Labarre, den berühmten Harfenvirtuosen und einstigen Schüler, der dem Meister mehrere schottische Motive zur „Weißen Dame“ mitgeteilt und sich selber in etlichen Opern versucht hatte.

„Ja, Kinder, was machen wir da?“

Er blickte sie mit dem Ausdruck rührender Hilflosigkeit an. „Wenn ihr mich verlaßt, bin ich ein verlorener Mann. Ich kann doch ein so wichtiges Werk nicht ohne Ouvertüre geben lassen! Wenn ihr keinen Rat wißt . . .?“

Selbstverständlich begleiteten die beiden ihren Lehrer nach Haus. Er hatte ihnen bereits früher ein paar Arbeiten anvertraut, so daß er sich auch in dieser fatalen Lage auf sie verlassen durfte. Von Labarre z. B. stammte das ganze Ritornell des Terzettfinales, und Adam hatte er damals mit dem Schluß des Finales vom zweiten Akt der „Weißen Dame“ beauftragt. Obwohl diese Arbeiten Boieldieus vollen Beifall gefunden hatten, wollte er seinen Adepten aber doch nicht ausschließlich die Ouvertüre überlassen.

Also teilten sie sich selbdritt in das Ganze. Der Meister nahm die Einleitung, die beiden anderen machten sich an den Plan zum Allegro. Labarre schlug als erstes Thema eine schon im ersten Akt verwendete schottische Weise vor, zum zweiten Thema wählten sie das Motiv „Ich kann es nicht verstehen“ aus dem Terzett. Adam fügte ein Crescendo in Rossinischer Manier dazu, das zwar nicht vollkommen dem Stil des Ganzen entsprach, jedoch famos wirkte. Für den Schlußsatz der Ouvertüre gab ihnen Boieldieu einen Satz aus seiner früheren, in Rußland komponierten Oper „Telemach“ an.

Die Rollen waren so verteilt: Labarre sollte den ganzen ersten Teil des Allegros schreiben, Adam den zweiten von da an, wo die Motive wiederkehren, hatte also die leichteste Aufgabe. Alle drei saßen emsig um einen riesigen runden Tisch.

Gegen elf Uhr hatte Boieldieu die Einleitung fast völlig vollendet: er war so vertieft in seine Arbeit, daß er gar nicht merkte, wie Labarre den Kameraden verstohlen anstieß und ihm zuraunte: „Ich muß durchaus gehen; sage ihm nichts, du mußt meinen Teil mit übernehmen.“

Er schlich hinaus..

Als Boieldieu nach einer Viertelstunde Labarres Abwesenheit bemerkte, ließ sich der Verrat nicht verhehlen.

„Wie fatal!“ klagte er. „Das ist sehr schlimm! Meine Ouvertüre wird nun nicht fertig werden und Formageat (der Kopist, der morgen um sechs kommen sollte, das Manuskript zu holen) sie nur zur Hälfte erhalten können. Aber was nutzt das? Ach, lieber Freund, ich will schlafen gehen, bin müde und verdrossen wie ein Hund. Sehen Sie zu, wie Sie zu Rande kommen, aber liefern Sie dem Formageat um des Himmels Willen keine Zeile ab, die ich vorher nicht gebilligt habe. Wecken Sie mich, wenn Formageat kommt.“

Damit ging er, von Alter und Müdigkeit gebückt und sehr von Labarres Unzuverlässigkeit bedrückt.

Um vier Uhr war Adam so weit, daß er aufatmend die Feder ausspritzen konnte. Er legte die Notenblätter im Speisezimmer an einen Ort, wo sie dem Kopisten sofort in die Augen fallen mußten, und hütete sich wohl, Boieldieu zu wecken, denn der Gedanke machte ihn zu glücklich, endlich einmal Musik zu hören, die er allein geschrieben hatte und die von niemand korrigiert worden war. Befriedigt streckte er sich auf dem Sofa aus, um nach der Gewaltleistung ein paar Stunden zu schlafen.

Wenig später wurde er von der Stimme Boieldieus geweckt. „Nun, wie weit sind Sie?“ fragte der Alte hastig.

„Längst fertig, Meister!“

„So zeigen Sie schon her!“

„Tut mir leid: Formageat hat alles schon mitgenommen.“

„Tollkopf! Die Partitur wird voll Fehler sein. Sagte ich Ihnen nicht — Galopp! Schnell zum Theater und bringen Sie mir alles, aber auch alles zurück, was ich noch nicht korrigiert habe.“

Adam entledigte sich dieses Auftrages, wie man sich denken kann, nicht. Er gab sich vielmehr den Anschein, als käme er aus dem Theater zurück, und log, die einzelnen Blätter der Partitur habe man inzwischen an verschiedene Kopisten verteilt; es sei also so gut wie unmöglich, in der Sache auch nur das Allergeringste zu unternehmen. Das Schicksal gehe seinen Lauf und Herr Boieldieu habe es im Grunde gar nicht notwendig, der achtbaren Leistung seines Schülers so trübe Prognosen zu stellen.

„Filou!“ schalt der Alte zärtlich und spürte endlich selbst, wie wenig würdig seiner der schnöde Undank war.

Am Abend verbarg Adam sich in einem dunklen Theaterwinkel, um ungestört seinen Anteil an seiner Musik zu genießen. Alles ging vortrefflich — bis plötzlich beim Eintritt eines Forte ein gräßlicher Mißklang aufheulte.

Was war geschehen? Adam hatte bei dieser Stelle die Hörner ins System der Trompeten gesetzt, die ihrerseits wiederum in einer andern Stimme standen.

Alle waren erschrocken. Am meisten pochte dem jungen Komponisten das Herz. Der Dirigent untersuchte die Partitur genauer und fragte Boieldieu spöttisch: „Was, bitte, ist denn das mein sehr Vortrefflicher?“ Und gleich darauf, polternd verblüfft: „Aber, zum Teufel, das ist ja gar nicht deine Handschrift?“

„Das will ich dir erklären“, erwiderte Boieldieu schnell gefaßt, „sehr einfach ist das, wie du gleich sehen wirst. Hundemüde war ich in der vergangenen Nacht und habe daher Adam diktiert, capisco? Na und der war vermutlich auch nicht sehr munter und wird sich verschrieben haben. Was ist schon dabei!“ Der Fehler war bald verbessert, und die Probe nahm ihren Fortgang.

Nach der erfolgreichen Uraufführung wollte Boieldieu eine neue Ouvertüre komponieren, unterließ es aber dann, vermutlich, da ihm die ursprüngliche Fassung nachträglich ganz gut gefiel. Man wird sagen dürfen, daß die gemeinsam verfaßte Introduktion nicht eben das beste Stück der Oper ist (auch Adam gibt das unumwunden zu): aber der Umstand ihres seltsamen Zustandekommens und nicht zuletzt die Tatsache, daß sie einem bedeutenden Werk vorausgeht, von dem einige Motive in originellster Weise benutzt worden sind, macht sie interessant genug.

Als die Partitur im Druck vorlag, erhielt der Adept vom Meister ein Exemplar mit dieser Widmung: „Als Schüler haben Sie meinen Werken Beifall gezollt, als Freund werde ich den Ihren applaudieren.“

Diese Widmung, die der Beglückte als teures Vermächtnis bewahrte, hat man im Nachlaß Adolphe Adams 1856 zu Paris gefunden.

Theaterchampagner und -liebe.

Wie man auf der Bühne ißt und küßt.

Von M. Sidorow.

Die Bühne soll uns vor allem eine Illusion der Wirklichkeit der sich auf ihr abspielenden Vorgänge vortäuschen. Deshalb wird auch heute auf der Bühne wirklich gegessen und getrunken, während man früher Speisen aus Holz und Pappe servierte. Unter Umständen konnten aber Holzspeisen für die Mitwirkenden gefährlich werden. Als der berühmte schwedische Schauspieler Anders de Wahl den Petruchio in der Premiere „Der Widerspenstigen Zähmung“ im Staatstheater von Stockholm spielte, warf der temperamentvolle Schauspieler einen aus Holz angefertigten Schinken mit solcher Kraft an den Kopf seines Dieners, daß er den Diener schwer verletzte. Das Resultat war, daß der Statist, der den Diener spielte, mehrere Monate im Krankenhaus liegen mußte. Der weltberühmte Filmstar Gösta Ekmann hatte, als er noch Theaterschauspieler war, in einem Stück ein Ei auszutrinken. Das Ei war aber nach gutem alten Brauch aus Steingut. Nun hatte Ekmann das Pech, das Ei fallen zu lassen. Das schwere Steingut fiel mit einem lauten Krach zu Boden und rollte von der Bühne in den Zuschauerraum. Die Illusion war zerstört, und das Publikum konnte sich bei diesem unerwarteten Intermezzo köstlich amüsieren. Gösta Ekmann galt überhaupt unter seinen Kollegen als Pechvogel. Einmal spielte er die Hauptrolle im Lustspiel „Ein gutsitzender Frack“, dessen Held sehr gerne Radieschen ißt. Durch Versehen oder vielleicht zum Spaß waren die Radieschen, die Ekmann zu verzehren hatte, durch kleine Zwiebeln ersetzt. Ekmann, der Zwiebeln nicht riechen konnte, mußte diese für ihn unerträgliche Kost verzehren, ohne mit einer Wimper zu zucken, und behielt dabei seine „normale“ Miene. Daß man auf der Bühne nicht immer Sekt in Champagnerflaschen servieren kann, ist selbstverständlich — sonst wären die Regiekosten allzu hoch. Allerdings verlangen viele Prominente, wenn es die Situation

verlangt, echten Sekt auf der Bühne kredenzt zu bekommen. So trank der vor kurzem verstorbene weltberühmte italienische Sänger Battistini in der großen Ballszene in „Don Giovanni“ mehrere Gläser Sekt aus.

Auf eine russische Sängerin, die heute noch als international Künstlerin in der ganzen Welt gefeiert wird, hatte dagegen Sekt auf der Bühne eine ganz andere Wirkung. Ihr geschah einmal das Pech, daß sie im ersten Akt von „La Traviata“ eine ganze Flasche Sekt ausleerte. Die Sängerin hatte nämlich starkes Lampenfieber und wollte sich auf diese Art Mut antrinken. Da sie aber, wie es bei Sängern üblich ist, seit frühmorgens keine Speise zu sich genommen hatte, stieg ihr der Sekt in den Kopf. Im Augenblick war sie so betrunken, daß sie alles vergaß und statt der „Traviata“-Arie mit lallender Stimme eine Arie aus „Rigoletto“ anstimmte. Nur durch die Geistesgegenwart des Dirigenten und des Souffleurs konnte die Situation gerettet werden. Nach einigen Takten der Verwirrung, die das Publikum allerdings kaum bemerkte, kam die Sängerin zu sich und konnte die Arie richtig zu Ende singen. In der guten alten Zeit wagte man es allerdings nicht, auf der Bühne richtigen Sekt zu servieren und hatte vielleicht, wie dieser Fall beweist, unter Umständen recht. Um die Illusion aufrecht zu erhalten, wurde bei dem Entkorken einer mit Limonade oder Wasser gefüllten Sektflasche auf der Bühne hinter den Kulissen ein Schuß aus einer Luftpistole abgegeben! Fiel der Schuß nicht gleichzeitig mit der Entkorkung der Flasche, was natürlich oft genug geschah, so hatte das Publikum wieder einmal Gelegenheit, über ein lustiges Intermezzo zu lachen.

Was das Küssen auf der Bühne betrifft, so ist das ein Kapitel für sich. Das Publikum fragt oft, ob man sich auf der Bühne auch richtig küßt. Nun, früher wurde der Kuß nur markiert; denn die guten Sitten erlauben es nicht, daß fremde Leute sich auf der Bühne küssen. Während eines Gastspieles der Patti in der Italienischen Oper in Petersburg stürzte ihr Mann, ein italienischer Marchese, wutentbrannt in die Garderobe, weil ihm auffiel, daß seine Frau, die weltberühmte Diva, ihren Partner Nicolini in einer Liebesszene der Oper „Romeo und Julia“ richtig geküßt hatte, was damals auf der Bühne keineswegs erlaubt war. Der eifersüchtige Mann hatte allerdings Grund zu seinem leidenschaftlichen Ausbruch; denn einige Tage später brannte Adelina Patti mit dem Tenor Nicolini durch! Die vor kurzem verstorbene Zarin Maria Feodorowna von Rußland sah es nicht gern, wenn ein richtiges Schauspielerehepaar für die kaiserliche Bühne engagiert wurde, und zwar mit der Begründung, daß es passieren könnte, daß einer der Ehegatten von einem wildfremden Menschen auf der Bühne geküßt wird worüber sich der andere Ehegatte selbstverständlich ärgern müsse. Heute muß bei einem Bühnenkuß auf die Lippenschminke Rücksicht genommen werden. Aber auch in dieser Beziehung kommt die moderne Kosmetik den Forderungen der Bühne entgegen. Nicht umsonst wurde kußfeste Lippenschminke erfunden.

Wie trifft man oft, vom Schaffen heiß,
auf Hundeschnauzen, kalt wie Eis,
verliert so Jugend wie Gewalt
und wird in zehn Minuten — alt.

Christian Morgenstern.

Preise.

Taft und Teftin engagieren sich einen neuen Reisenden.

„Die Zeiten sind schwer!“ sagen sie, und übergeben ihm die Musterkollektion: „Aber damit Sie leichter ins Geschäft kommen, haben wir einen Schlager auskalkuliert an dem wir fast nichts verdienen: unsere Seide Heureka, doppeltbreit, das Meter zu drei Mark. Aber äußerst. Der Preis darf nicht noch gedrückt werden.“

Schön. Der Reisende schiebt los.

Nach acht Tagen depeschiert er an sein Haus:

„Hermansky nimmt dreihundert Meter Heureka, wenn zwei Mark fünfzig.“

„Einverstanden“, drahtet Taft und Teftin zurück.

Nach weiteren acht Tagen limitiert der Reisende:

„Gerngroß nimmt 500 Meter Heureka, wenn zwei Mark.“

Antwortet die Firma: „Einverstanden.“

Am nächsten Tage folgt eine weitere Depesche:

„Rosberg nimmt tausend Meter Heureka, wenn eine Mark fünfzig.“

Depeschiert Taft und Teftin:

„Einverstanden.“

Dann hört die Firma viele Wochen nichts mehr von ihrem Vertreter. Eines Tages kommt ein Brief von der Leitung des Mainzer Krankenhauses:

„Sehr geehrte Herren!

Ihr Vertreter hat einen Unfall gehabt. An seinem Aufkommen wird gezweifelt. Er hat die Bitte ausgesprochen, einen seiner Chefs noch einmal vor seinem Tode sprechen zu dürfen.“

Teftin ist nett und nimmt den nächsten Zug nach Mainz.

„Sie wollten mich noch einmal sprechen?“ tritt er zu dem Kranken.

„Ja, Herr Chef! Ich möchte nämlich noch gern vor meinem Tode wissen: was kostet Heureka eigentlich wirklich äußerst?“

Jo Hanns Rösler.



Bunte Chronik



*** Die Rache des Bildes.** Der Tod der Lady Carnavon hat die Legende von der Rache, die Tut-Anch-Amen an allen Störern seiner Grabesruhe nimmt, wieder aufleben lassen. Ein ähnlicher Fall ereignete sich kürzlich im schweizerischen Freiburg. Dort hängt im Bouguillonturm ein altes Gemälde, das die „Kreuzabnahme“ darstellt. Im Mittelalter ging die Sage, jeder, der das Bild zu rauben versuche, müsse unmittelbar nach der Tat sterben. Ein Bauer aus einem Weiler in der Nähe von Freiburg äußerte die Absicht, das Gemälde zu stehlen und zu verkaufen, weil er mit dem Erlös seiner Familie aus wirtschaftlicher Not helfen wollte. Da sich bei dem Mann schon verschiedentlich Anzeichen von Unzurechnungsfähigkeit bemerkbar gemacht hatten achtete niemand auf seine Worte. Doch dem Bauern war es bitter Ernst mit seinem Plan. Eines Tages stahl er eine Leiter und lief mit ihr durch den tiefen Schnee nach dem drei Stunden entfernten Freiburg. Dort lehnte er seine Leiter an den Turm und kletterte zu einem Fenster hinein. Ein Fußgänger, der zufällig vorüber kam, sah die Leiter und dachte: „Irgend eine vom Stadtbauamt angeordnete Ausbesserung.“ Achtlos ging er weiter. Der Dieb zog seine Leiter hinter sich her und lehnte sie gegen die Wand, an der das Bild befestigt war. Eifrig machte er sich daran, die verrosteten Schrauben mit einem Hammer zu sprengen. Das Material hielt stand, und der Bauer bearbeitete es mit wachsender Wut. In einem benachbarten Haus wurde eine Frau durch den Lärm aufmerksam gemacht und lief hinzu. Sie kam gerade in dem Augenblick, da die letzte Schraube absprang. Das schwere Bild fiel dem erschöpften Dieb in den Arm, der Mann verlor das Gleichgewicht, hielt sich an der Leiter fest und fiel rücklings zu Boden. Das Bild erschlug ihn.

*

*** Das Spazierengehen auch eine Arbeit.** „Dummheit“, wird mancher sagen, „denn wenn ich spazieren gehe, will ich mich erholen“. Von vielen hört man allerdings auch sagen, daß sie das Laufen ermüde. Und das stimmt denn das Laufen selbst beim Spazierengehen ist eine Bewegung, die, da die Beine die ganze Last des Körpers zu tragen haben, einen bestimmten Kraftaufwand erfordert, also immerhin Arbeitsleistung bleibt. Ob dieser Kraftaufwand bei verschiedenem Körpergewicht auch ein verschiedener ist, müßte erst wissenschaftlich ausprobiert werden. Erwiesen ist aber bereits, daß man bei nur einstündigem Spaziergang soviel Kräfte verbraucht, um 9000 Zentner auf die Höhe eines Fußes zu heben. So ein mehrstündiger Sonntagsausflug erfordert also eine ganze Portion ungewollter Kraftleistung, ist aber gesund, da durch regelmäßiges Spazierengehen eine geregelte Wechselwirkung aller unserer inneren und äußeren Organe ausgelöst wird und zur gesunden Funktion derselben führt.

Lustige Rundschau



*** Marmor.** Lehmanns schieben durch den Louvre. Vor der ersten Statue bleiben sie stehen. Sperren Mund und Nase auf. „Gucke mal“, lobt Lehmann. „Marmor“. — „Quatsch! Sieh doch darunter! Da steht es. Das ist nicht Marmor, sondern Hektor.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.